

Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum Oberschlesischen Wanderer.

Nr. 213

Gleiwitz, Sonnabend, den 13. September 1919.

92. Jahrgang.

Heiderose.

Original-Roman von Maria Harling.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Heide brauen die Herbstnebel, in formlosen Gebilden wallen sie hin über die weite, stille, braune Heide. Gespenstisch ragen die verkrüppelten Föhrenstämme und Wacholderstämme aus dem dämmerigen Grau hervor. Im Schilf am Heidekolke raschelt es, ein Nachtvogel streicht in schwerem Fluge darüber hin, irgendwo erschallt des Käuzchens langgezogenes „Kuwitt! Kuwitt!“ und der Wind, der durch die blätterlosen Zweige der Birken streicht, macht die Musik zu dem unheimlichen Gesange.

Eine einsame Wanderin schleppt sich mühsam den tiefen, ausgetretenen Sandweg daher, der sich längs der Heide hinzieht. Der Wind treibt ihr die feuchte, kalte Luft in's Gesicht, der Nebel bringt durch ihr dünnes sadenscheiniges Gewand und macht sie vor Frost erschauern. Ihr langes, schwarzes Haar flattert unbedeckt im Winde; alles was sie an wärmenden und schützenden Hüllen ihr eigen nennt, hat sie dem Kindlein gegeben, das sie schützend gegen die Brust gedrückt hat. Unzählige Male schon ist sie hingefunken am Heiderand, aber immer wieder hat sie sich aufgerafft. Einmal muß sie doch eine menschliche Wohnung finden, sie kann doch mit ihrem Kinde nicht übernachten in der schauerlichen Einsamkeit der Heide.

Durch die dichten Nebelschwaden bringt ein rötlicher Schimmer, ein Hoffnungsstrahl in das Dunkel der Nacht. Mit wütendem Gebrüll zerrt ein Hund an seiner Kette, Pferde wiehern und Kühe blöken. Der einsamen Wanderin klingen die Laute wie liebliche Musik, zeigen sie doch die Nähe einer menschlichen Wohnung an. Aus dem Nebel tauchen die Umrisse eines niedrigen, langgestreckten Hauses hervor, ein rötlicher Dampfkreis spielt um die trübe Laterne, die sich oberhalb der Haustüre befindet. Kaum vermag man bei ihrem Lichte die Worte zu entziffern, die im Fenster der Türe stehen. „Gasthaus zur Heide von Gottfried Bormann.“ Mit taumelnden Schritten wankt die Einsame auf den Lichtschimmer zu. Durch die zu ebener Erde gelegenen Fenster hat sie Einblick in den großen, von einem mächtigen, offenen Herdfeuer erhellen und durchwärmten Küchenraum. In der Mitte der Küche steht ein großer Tisch mit zum Abendbrot gedeckt, züngelnd spiegeln sich die Flammen des Feuers in den blanken Zinnschüsseln und Tellern. Am oberen Ende des Tisches steht ein großer bequemer Sessel für den Hausherrn, dieser selbst, eine große robuste Gestalt, einem gutmütigen, freundlichen Gesicht betritt, soeben von der Diele kommend und von dem Gesinde gefolgt den Küchenraum. Die Hausfrau ist am Herd mit dem Einfüllen der Suppe beschäftigt. Eben wendet sie ihr von der Hitze gerötetes scharf und energisch geschnittenes Gesicht den Eintretenden zu, als man von der Haustür her einen kurzen, heiseren Aufschrei hört, dem ein schwerer dumpfer Fall folgt. „Was war das? Habt Ihr nichts gehört?“

Alle bleiben lauschend stehen, doch man hört nichts mehr als nur das Rauschen des Windes. Schon will man sich nach dem laut gesprochenen Abendsegens zu Tisch setzen, da fährt Sophie die Großmutter, blaß empor.

„Da ist es wieder, und hört nur, jetzt klingt es wie Kinderweinen.“

„Ach was, Ihr seht immer Gespenster am hellen Tage!“ sagt die Hausfrau unwillig und mit energischem Ruck öffnet sie die Haustür; doch prallt sie entsetzt zurück, als sie wirklich eine menschliche Gestalt auf den Treppentufen liegen sieht.

„Heilige Madonna! Wahrhaftig ein Weib und so ein armes, kleines Kind hat sie im Arm!“ ruft entsetzt die mitleidige Sophie, die der Hausfrau gefolgt ist.

Frau Bormann faltet finster die Stirn.

„Was machen wir jetzt damit?“

„Natürlich nehmen wir sie in's Haus. Es wäre ja Sünde, wollten wir das arme Wesen in die dunkle Nacht hinaus stoßen“, bemerkt der Hausherr. Und leicht wie eine Feder nimmt er die Ohnmächtige auf seine starken Arme und trägt sie in's Haus. Kaum vermag man das leise wimmernde Kind aus ihren Armen zu befreien, so fest halten sie es umschlungen. Grell beleuchten die Herdflammen, die schmale, noch so jugendliche Gestalt, das leibvergernte und doch noch so hübsche Antlitz. Blauschwarzes Lockengeriet fällt über Schulter und Nacken.

Einen Blick nur wirft der Heidenwirt auf die leblose Gestalt, dann prallt er entsetzt zurück.

„Rosemari! Komte! Rosemari! Um Gott, sie ist tot! Wie aber“

mag sie hierher kommen und in dieser ärmlichen Kleidung! Sophie ruft er dem Mädchen zu, „laß Trina das Kind nehmen! Nichte du das Fremdenzimmer her, damit wir die arme Frau zur Ruhe bringen können.“

„Bist du denn nun ganz verrückt Gottfried!“ fährt aber da Frau Bormann auf, „in unser bestes Zimmer willst du solch herumlungernbes Gesindel bringen? Macht ihr auf der Diele eine Strohschütte zurecht, besser mag sie es sonst auch nicht gewohnt sein.“

„Doch Frau! diesmal spreche ich das letzte Wort! bemerkt der sonst so nachgiebige Hausherr bestimmt. „Diese Frau ist keine gewöhnliche Landstreicherin.“ Und während er selbst hinausgeht, um den Knecht zum Arzt zu senden, kleidet Sophie die Ohnmächtige sorgsam aus und hüllt den schon fast starren Körper in wärmende Decken.

Trina hat das Kind in eine leerstehende Korbwiege gelegt und bemüht sich nun ihm warme Milch einzusflößen. Als die Kleine die wohlige Wärme verspürt, schlägt sie die Augen auf, wunderbare tiefblaue Augen, und ein Lächeln spielt um den kleinen rosigen Mund.

„Ein Kinderlächeln!“ Welch eine himmlische Reinheit spricht nicht aus einem Kindesauge, und erst dann, wenn es uns anlächelt. Wer könnte wohl gefühllos bleiben, wenn er in solch ein liebes, süßes Kindesauge blickt.

„Es lacht, wirklich Frau, es lacht. Nein, seht doch nur was für ein niedliches Kindchen! So schöne blaue Augen und die dunklen Lockchen! Das Kind müssen wir behalten, es ist zu nett!“ erklärte Trina begeistert.

„Na, ich danke für die Bescherung!“ knurrt Frau Bormann. „Ihr jungen Dinger meint wunder was, wenn Ihr mal ein nettes Kind seht; ich plage mich mit anderer Leute Kinder nicht herum. Doch geh an den Schrank, von der Line müssen noch Lächer und Wickeln da sein, ich will dem Ding doch reine Wickeln geben!“ setzt sie schon sanfter hinzu. Das Kind hat mit seinem unschuldsvollen Lächeln selbst ihr nicht allzu weiches Herz bezwungen.

Die Ohnmächtige ist indes mit Hilfe des herbeigeholten Arztes wieder zur Besinnung gekommen. Mit verwunderten, aufgeregten Augen blickt sie umher, bis ihr Blick auf des Wirtes besorgtes Gesicht fällt. Da geht ein Freudenthümer über ihr Antlitz und sie versucht dem Wirte die Hand zu reichen.

„Gottfried, du! Gott sei dank, daß ich bei dir bin, nun bin ich geborgen!“ stammelt sie mühsam.

„Liebe, liebe Komte! Sie dürfen sich jetzt nicht erregen. Trinken Sie etwas und dann versuchen Sie zu ruhen. Später können Sie mir alles erzählen!“

Gehorsam nimmt sie die ihr dargereichte Stärkung, doch dann blickt sie wieder suchend umher.

„Mein Kind! Meine kleine Rosemarie!“

Auf einen Wink Bormanns bringt eine der Mägde die Wiege herein. Friedlich schlummernd liegt das kleine, rosige Ding in den weißen Kissen.

Einen Blick voll unendlicher Liebe wirft die arme Mutter auf ihren Liebling, dann flüstert sie: „Gottfried, mein Kind, ich vermache es dir. Habe meinen Liebling lieb, so lieb wie du einst die Mutter als Kind gehabt.“

Eine Träne glänzt in Gottfrieds ehrlichen, treuen Augen, er beugt sich über die abgeehrte, durchsichtige Hand, die sie ihm reicht.

„Komte! Um Gotteswillen, so dürfen Sie nicht reden, Sie werden nicht sterben, Sie sind ja noch so jung?“

„Doch, Gottfried, ich fühle, daß meine Stunden gezählt sind. Nein, laßt mich reden, dann wird mir leichter sein; den Tod vermögt Ihr doch nicht mehr fernzubalten, der zehrt mir schon lange am Lebensmark. Gottfried, weißt du, daß ich Sandor so lieb hatte? Sandor Potorin, den schönen, flotten Kunststreiter? Na, der Vater fluchte ihm und mir, er fluchte meiner Liebe, aber ich konnte nicht von ihm lassen, da bin ich mit ihm geflohen.“

Sie hält anstimmend ein, die Erregung übernimmt sie, der Arzt reicht ihr belebende Tropfen, sie nimmt dieselben mit dankbarem Blick, dann fährt sie fort: „So lange Sandor lebte, hatte ich es mit meinem Volke; er war mit ja so sehr, und die Andern fürchteten eines Abends aber brachte man ihn, eine blutende Wunde“

wer mit dem Pferde gefallen. Was ich gelitten, ich kann es niemals beschreiben, ich glaubte wahnsinnig zu werden. Zudem quälten mich die Andern weil ich nicht verblenden konnte. Sie schleppten mein Kind, meinen kleinen, kaum vierjährigen Sanctor mit in die Wange; er sollte Seiltänzer werden, damit wir wenigstens keine ganz unnützen Brotesseier seien. Ich bat, ich flehte, umsonst! Durch Stockschläge suchte man meinen armen, ängstlichen Liebling zu zwingen, das Seil zu besteigen. Aber Gott war gnädiger als die Menschen, er nahm das arme Kind zu sich. Ich aber stoh mit dem einzigen Gute, das mir noch geliebt, mit meiner kleinen Rosemaria, damit sie mir nicht auch dieses Kind zu Tode quälten. Ich wagte es, zu meinem Vater zu gehen, er wies mich von der Schwelle, da bin ich durch Nacht und Nebel zu dir gekommen. Wirft auch du dich von mir wenden. Gottfried wie die Andern alle?

Langsam, kaum verständlich und oft von langen Pausen unterbrochen hat das arme Weib seine Geschichte erzählt. Sie sieht wie Gottfrieds, des einsigen, treuen Dieners Hand mit festem Druck die ihre umfaßt, da schließt sie mit müden Lächeln die Augen. Leise entfernen sich die Umstehenden, der Arzt schüttelt den Kopf.

„Sie hat nicht mehr lange zu leben! raunt er in der Küche dem Wirte zu. „Die Auszehrung hat ihr zersplittertes Weib bald vollbracht.“

Ein paar Tage noch lebt die Kranke, dann schlummert sie sanft hinüber. Ihr letzter Blick galt ihrem Kinde, ihre letzten Worte seinem Wohlergehen.

„Habe mein Kind lieb, Gottfried!“ Immer und immer wieder hat sie ihn darum gebeten.

„Erziehe es schlicht mit deinem Kinde, laß es nie ahnen, wer seine Eltern waren. Bewahre aber die Dokumente gut, wenn sie dieselben einmal sollte gebrauchen müssen!“

Auf dem kleinen Heidekirchhof hat man sie zur letzten Ruhe gebettet. Im Schutze der dunklen Tannen schläft sich's ja so gut. Ein einfacher Stein schmückt ihren Grabhügel, darauf nur die schlichten Worte stehen: „Ein müdes Herz hat hier die wohlverdiente Ruhe gefunden.“

II.

Alein Rosemaria ist in der Heideschenke geblieben trotz des anfänglichen Protestes der Hausfrau. Sie konnte sich gar nicht darein finden, ihren sonst so nachgiebigen Mann auf einmal so willensfest zu sehen. Doch das alltägliche Leben geht unbehindert seinen Weg, selbst über Gräber, und Frau Vormann hat in der Wirtschaft so viel zu tun, da vergißt sie schließlich, daß Rosemaria ihr einst durch ihr Erscheinen soviel Ärger bereitet, zumal die Kleine ihr möglichst wenig vor Augen kommt. Rosemaria hat sich zu einem hübschen elfenhaften Kinde entwickelt.

In der Schule ist sie ihren Altersgenossinnen weit voraus, wodurch sie namentlich ihrer Pflegeschwester, der sehr bequemen und dankbaren Lina Vormann ein Dorn im Auge ist. Nicht selten sucht oder erfindet sie irgend etwas, um Rosemaria bei der Mutter anzuschwärzen. Da gibst denn natürlich Schelte, nicht selten sogar Schläge, doch hütet sich die kluge Frau gar sehr, daß ihr Mann etwas davon gewahr wird, denn der nimmt Rosemaria stets in Schutz. Der liebste Platz ist dem Kinde die weite, sonnige Heide. Stundenlang kann sie im blühenden Heidekraut liegen und den Vögeln zuschauen, wie sie geschäftig hin- und herfliegen. Oder sie schaut den weißen, rosigen umfäumten Federwölkchen nach, die es so eilig haben, den blauen Himmelstempel entlang zu eilen. Wohin mögen sie wohl ziehen? Wie mag überhaupt die Welt jenseits der Hügelkette, die aus dem blauen Dunst der Ferne herübergrüßt, wohl aussehen? Lange, lange sinn't Rosemaria darüber nach, einen schneenden Ausdruck in den wunderbaren tiefen, dunklen Augen. Einmal nur hinauszukönnen in die Welt, o einmal nur sich den fröhlichen gepuhten Menschen anschließen dürfen, die zuweilen an schönen Sommertagen aus der fernen Stadt herüberkommen und die Heide überfluten. Doch auf der Heide mag Rosemaria diese lauten, lärmenden Menschen nicht, sie führen ihr den wunderbaren Frieden dort. Dann schleicht sie sich ärgersich fort zum Müller in der Mühle, die hinter dem Heidekrug an einem kleinen, klaren Bächlein liegt. Auf den Mehlsäcken stehend lauscht sie dem Getreische der Räder, dem Brausen des Wassers, das sich eilig durch die Speichen der großen Räder eilt. Wie Silberfunken erglänzt dann der weiße Schaum, mit dem die Sonnenstrahlen lachend spielen. Manchmal auch geht Rosemaria zum kleinen Dorfkirchhof hinauf zu Mütterchens Grab. Dann sitzt sie auf dem blumengeschmückten Hügel, die Hände gefaltet, den Kopf auf den kalten Stein gelehnt. Ueber das festsame Rästel des Menschenlebens denkt sie dann nach, über das Werden und Vergehen, über das Diesseits und Jenseits. Und ihr kleiner Kinderkopf vernahm dann all die kraus durcheinander wirbelnden Gedanken kaum zu fassen, doch eine eigene Welt zimmert sie sich dann zusammen. Wie hat sie sich in der Schule gefreut, als der Pfarrer von einem Wiedersehen dort oben gesprochen. Dann wird sie auch ihr Mütterchen wiedersehen, gewiß gerade so schön, wie es auf dem Bilde ist, das über ihrem Bettchen hängt.

Eine große, schlante Frau im weißen, duftigen Kleide, Rosen in dem aufgelösten dunklen Lockenhaar. O ja, ihr Mütterchen ist schön, viel schöner als alle Menschen. An ihren Vater denkt sie niemals, denn keiner spricht von ihm, von der Mutter oder redet Onkel Gottfried alle Tage, und nächst der Mutter hat sie den guten Onkel Gottfried wohl am liebsten.

So geht der Leben dahin. Der Tag ist nicht mehr fern, da Rosemaria die Schule verlassen muß. Der alte Lehrer läßt sie ungern gehen, verweist er doch in ihr seine begabteste und intelligenteste

„Was dann?“ Diese Frage hat Gottfried Vormann mit dem Lehrer und dem Pfarrer schon oft beraten. Soll dieses gewackelte, kluge Mädchen eine einfache Bauernmagd werden? Unmöglich! Dazu oder soll er sie heranbilden? Das Studium erfordert viel Geld, darf er, der selbst nicht so begütert ist, der selbst vier Knaben und ein Mädchen zu versorgen hat, seinen Kindern das Vermögen schmälern, indem er Rosemaria studieren läßt? Diese Frage quält den armen Mann oft sehr, zumal er mit seiner Frau nicht davon reden kann, denn Frau Vormann, die ja dem Kinde von Anfang an nicht wohlgesinnt war, würde gewiß niemals ihre Zustimmung zum Studieren geben. Wenn er mit Rosemaria von der Zukunft spricht, dann lacht sie, schlingt beide Arme um seinen Hals und flüstert: „Weißt du, Onkel Gottfried, wenn ich groß bin, dann gehe ich in die Stadt, in der man ja viel Geld verdienen kann. Vielleicht verblende ich auch soviel wie Lehrers Martha, die schon zehn Mark in der Woche hat. Dann kommst du zu mir, und wir leben gemütlich zusammen. Am Sonntag gehen wir hinaus in die Heide, aber nicht hier hin, wo es Sonntags von Menschen wimmelt, sondern an ein ganz stilles, abgelegenes Plätzchen. Ist das nicht herrlich, Onkel Gottfried?“

Dann schaut der alternde Mann sinnend in die strahlenden, frohen Lideraugen, dann schüttelt er nachdenklich den Kopf.

„Kiderkopf du! Als ob das Leben so leicht wäre! Was mag dir im Leben noch wohl bevorstehen? Wenn ich nur ein Mittel wüßte, dir das Studium zu ermöglichen.“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman eines Prinzen.

(Unber. Nachdr. verboten.)

Rudolstadt, 12. September.

Ganz romanhaft anmutende Vorgänge werden soeben durch eine Denkschrift an das Licht der Öffentlichkeit gebracht, die der Prinz Sizjo von Schwarzburg dem Schwarzburg-Rudolstädtischen Landtag hat zugehen lassen. Die Denkschrift bezweckt die Wahrnehmung der Interessen und Ansprüche des Prinzen die bei der Neuordnung der Verhältnisse im Lande Schwarzburg-Rudolstadt durch die sozialdemokratische Volksregierung, angeblich infolge von Intrigen der früheren Machthaber, zu kurz gekommen sein sollen. Der Prinz behauptet nicht mehr und nicht weniger, als daß der ehemalige Staatsminister des Landes, Freiherr von der Recke, und der Hofmarschall des früheren Fürsten, von Priem, seit Jahren bestrebt gewesen seien, dem Lande seinen Thronfolger zu entfremden und ihn nach der Revolution auch noch in seinen materiellen Ansprüchen zu benachteiligen. — Wie die „Deutsche Journalpost“ dazu erfährt, belief sich das Hausvermögen des letzten Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt auf etwa 60 bis 70 Millionen. Dazu kommt noch der nach mehreren Millionen zu beziffernde Besitz der Herrschaft Seeborf in Holslein, die Prinz Sizjos Vater — ein Großonkel des regierenden Fürsten — seinerzeit erworben hatte und die kurz vor dem Kriege veräußert wurde, ohne daß es bisher dem Prinzen gelungen wäre, auch nur die Kaufsumme zu erfahren, die dieser heimliche Handel erbracht hat. — Die Differenzen zwischen dem letzten regierenden Fürsten Günther und dem Thronfolger Prinz Sizjo liegen schon sehr lange zurück und sollen ihren Grund in der Befürchtung des Hofes vor der wachsenden Beliebtheit des Thronfolgers im Lande gehabt haben. Seit 1896 war dem Prinzen nach seiner Verlobung mit der Tochter des Herzogs von Anhalt, der Aufenthalt in Stadt und Land Rudolstadt, in dem sein Vater 53 Jahre hindurch regiert und der Prinz seine Kindheit zugebracht hatte, völlig verwehrt. Auch die Revolution bereitete diesem Zustand kein Ende, da der Staatsminister Freiherr von der Recke den Vohlsott des Prinzen selbst über die Regierungszeit des Fürsten Günther hinaus dadurch verlängert hatte, daß zwar dem ehemaligen Fürsten — und bezeichnenderweise auch seinem Hofmarschall von Priem — in allen Schlössern des Landes bei der neuen Volksregierung Wohnungsrecht ausbedungen ist, nicht aber für den ehemaligen Thronfolger. Mit dieser widerwärtigen Zurücksetzung des Prinzen Sizjo Hand in Hand ging seine völlige Ausschlachtung bei der vermögensrechtlichen Regelung des fürstlichen Hausbestandes. Schon unter dem alten Regime hatte der Staatsminister Freiherr von der Recke es bei der Redaktion des Gothaischen Hofkalenders durchgesetzt, daß Prinz Sizjo von Schwarzburg-Rudolstadt nur als „zu“ Schwarzburg-Rudolstadt geführt wurde, eine genealogische Unzulässigkeit, die das Kaiserliche Militärkabinett zum Einschreiten veranlaßte. Ein von dem Prinzen beim Kaiser dieserhalb beantragtes ehrengerichtliches Verfahren gegen sich selbst wurde abgelehnt, Freiherr von der Recke aber blieb Minister. Auch der offizielle Empfang des neuermählten Thronfolger-Paares in Rudolstadt wurde zunächst von der Umgebung des Fürsten verhindert, schließlich von einer städtischen Deputation durchgesetzt, ging jedoch in Abwesenheit des Fürsten, der Staatsminister und des Militärs vor sich. Auch der Generalsuperintendent und Hofprediger Braune wurde zu einer höchst eigenständigen Stellungnahme gegenüber dem Prinzenpaare veranlaßt. — Als es dann zum Weltkrieg kam, trat der Prinz, der bei den Breslauer Artilleristen gedient hatte, sofort wieder bei seinem Truppenteil ein, erhielt jedoch keinerlei Schwarzburger Kriegsdekoration, obwohl sie von seinen Vorgesetzten beantragt worden war, wie auch die unter ihm dienenden Schwarzburger die ihnen zustehenden Kriegsdekorationen ostentativ erst sehr spät erhielten. — Als die Särge der Eltern des Prinzen eines Tages aus der Rudolstädter Gruft nach Schwarzburg überführt wurden, wurde der Prinz weder darum befragt, noch an der Beerdigung zugelassen. Nach fünf Jahrzehnte

Weltweisheit.

Als Prinzessin Maria Pia den König von Portugal heiratete, mußte man nach der Feier ihr kundenlang Eismuscheln auf den Kopf machen, weil die Krone sie zu sehr gedrückt hatte.

Wenn eine der Sakramental-Knonen operiert wird, darf sie nicht chloroformiert werden.

Der sogenannte Astrachan-Apfel ist durchsichtig; hält man ihn gegen das Licht, so kann man das Gehäuse sehen.

Jenny von Luzern-Dingelstedt behauptete, das „Trillern“ von den Nachtigallen, deren Kehlkopfbewegungen sie studierte, gelernt zu haben.

Auf dem alten Friedhofe unterhalb Margarethe-Chapel (Schloß) zu Edinburgh werden nur noch Offiziershunde begraben.

In Mittelamerika liefert ein Hektar bei guter Ernte bis 25000 Kilogramm Bananen jährlich.

Jährlich wächst in den deutschen Wäldern Nadelholz in einer Menge von 43 Millionen Kubikmeter zu.

Die napoleonische Armee kannte als Auszeichnungen Ehrensäbel und -Karabiner, mit denen doppelter Sold verbunden war.

Langer Verbannung aus seiner Heimat richtet nunmehr Prinz Sizso von Schwarzburg-Rudolstadt an den Landtag von Schwarzburg-Rudolstadt die Aufforderung, eine anderweitige Regelung der sogenannten Günter-Stiftung vorzunehmen, in die das Hausvermögen der Schwarzburger zum größten Teil überführt ist und von der sowohl dem Fürsten wie der Prinzessin Thessa hohe Anpanagen gezahlt werden. Der Prinz wendet sich u. a. auch gegen die Uebertragung des Namens des früheren Fürsten auf die Stiftung, da diese den Hausbesitz des ganzen Schwarzburger Geschlechts darstelle, und zwar eines der ältesten deutschen Fürstengeschlechter, das fast ein Jahrtausend im Lande geherrscht und ihm jene heldenmütige Katharina von Schwarzburg geschenkt habe, die auf der Rudolstädter Heideburg zugunsten ihrer bedrängten Landeskinde einem Alba den denkwürdigen Satz: „Fürstenblut für Ochsenblut!“ entgegen schleuderte. — Die sensationelle Denkschrift bildet das Tagesgespräch in Thüringen.

Vermischtes.

** Das Schnapsfaß als Erdwalze. Ueber die verschiedenen Mittel, die von den Schmugglern angewandt werden, um Waren über die Grenze zu bringen, ist hin und wieder in den Tageszeitungen berichtet worden. Man hatte einen Baumstamm ausgehöhlt und darin Schokoladeriegel verpackt, schaffte Anzugstoffe herüber, indem man sie den Pferden als Decke auflegte usw. Von einem neuen Trick, Schnaps über die Grenze zu schmuggeln, wird folgendes berichtet: Ein großes Faß Schiebamer wurde als Erdwalze hergerichtet, indem an den Seiten starke Latzen befestigt wurden, die man miteinander verband. Dann wurde ein Pferd vorgespannt und das kostbare gebrannte Wasser über die Erde geschleift. Auch unter Torf verpackt kommt das vielbegehrte Naß über die Grenze. Der Wagen kommt dann unauffällig vom Moor gefahren und verbirgt unter den grauen Torfstücken den jetzt so teuren echten Schiebamer. — Jetzt, wo die Schieberei allmählich nachzulassen scheint, verlegt man sich vielfach auf Fälschungen, indem man den sehr begehrten Auslandswaren wie Tee, gemahlenen Kaffee, Auslandsfett und Auslandsmehl minderwertige Stoffe zufügt. Man sieht, diejenigen, die uns mit Lebensmitteln von hinten herum versorgen, sind in der Wahl der Tricks ebenso pfiffig wie in der betrügerischen Art und Weise der Fälschung.

** Im Flugzeug um die Welt. Bevor ein Magelhaes und Drake die erste Weltumsegelung vollbrachten, hatte man es für unmöglich gehalten, mit einem Schiff den Erdball zu umfahren. Seit ist der Ehrgeiz kühner und ragemutiger Männer darauf gerichtet, die Erde zu umfliegen. Als Lapporn für diese Unternehmung hat ein Rechtsanwalt in Seattle George L. Hubbard einen Preis von 1000 Acres vorzüglichsten Landes für den ersten Flieger gestiftet, der rund um die Welt fliegt. Selbst wenn der Flug der graden Linie des Äquators folgen könnte, so würde es doch eine Reise von etwa 40000 Km. über Land und Meer sein. In Wirklichkeit wird die Kelferoute eine bedeutend längere Strecke umfassen. So erstaunlich dies Unternehmen uns auch erscheinen mag, so sind doch bereits ernsthafte Vorbereitungen im Gange, um es zu verwirklichen. In Liverpool ist ein „Luftsyndikat“ gebildet worden, das sich die Aufgabe gestellt hat, den Rundflug um die Erde zu organisieren. Liverpool soll der Ausgangspunkt für diese Fahrt werden, und das erste Luftschiff für diesen „Flugdienst um die Welt“ soll im nächsten Mai fertiggestellt sein. Vorläufig ist man beschäftigt, die günstigsten Landungspunkte für diese Erdumfliegung auszusuchen.

** Die Rechnung für Wilsons Friedensreise. Präsident Wilson hat jetzt dem Senat die kleine Rechnung eingereicht, die er für seinen Ausflug zur Friedenskonferenz zu begleichen hat, und man darf annehmen, daß die Senatoren der Bereinigten Staaten, die mit den Resultaten dieser Friedensreise befaßt sind, recht einverstanden sind.

Wilson's Kosten reichlich hoch finden werden. Die Rechnung beläuft sich auf 5200000 Dollars; jedoch wird zugleich noch eine weitere Million verlangt für die Unterhaltung der Mitglieder der Friedensdelegation, die noch bis zum Ende des Jahres in Paris bleiben werden. Die Miete für das Hotel Crillon, in dem Wilson mit den anderen Delegierten wohnte, beläuft sich auf 350000 Dollars, und für die Speisen, die man in dem Hotel einnahm, wurden 128000 Dollars bezahlt. Wilson muß wohl selbst erwartet haben, daß der Senat seine Haushaltsführung in Paris ziemlich teuer finden wird, denn an der Spitze der nüchternen und unpersönlichen Zahlenreihen der Rechnung findet sich die Bemerkung, daß die Kosten der Lebenshaltung in Frankreich um 100—200 % gestiegen seien und daß man diese Steigerung bei Beurteilung der angeführten Preise in Betracht ziehen müsse.

** Ein Schiff mit Dampfmaschine und Motor. Auf einer Werft in San Francisco wird ein Frachtdampfer von 14000 Tons gebaut, der nach den Mitteilungen des Archivs für Schiffbau und Schifffahrt eine 3000pferdige Dampfturbine für den mittleren Propeller erhält, während ein paar Dieselmotoren an Backbord und Steuerbord die seitlichen Propeller antreiben. Durch die Motoren allein erhält das Schiff eine Geschwindigkeit von 13 Seemeilen in der Stunde.

** Die Vollendung der Suez-Kanal-Bahn. Die von den Engländern während des Krieges aus militärischen Gründen erbaute Bahnlinie vom Suezkanal nach Palästina ist jetzt, wie „Der Neue Orient“ berichtet, zum Abschluß gebracht worden. Durch die Eröffnung des Betriebes auf dem letzten Abschnitt mit dem Endpunkt Haifa ist die Verbindung zwischen dem ägyptischen Eisenbahnnetz und den syrischen Bahnen hergestellt. Da noch kurz vor Beendigung des Krieges von den Deutschen der Anschluß des syrischen Bahnnetzes an die anatolischen Bahnen durch Vollendung des Taurus-Tunnels fertiggestellt wurde, ist es nunmehr möglich, Afrika von Europa aus auf dem Landwege über Konstantinopel, Adana, Aleppo, Damaskus, Haifa und Port Said zu erreichen. Allerdings wird diese Landreise durch den Vörsprung unterbrochen, dessen Untertunnelung aber auch schon erwogen wird. Die Suez-Kanal-Bahn, durch die die Strecke Jaffa—Jerusalem aus ihren bisherigen Isolierung erlöst wird, gehört einer französischen Gesellschaft, ist ihr aber von den Engländern, die die Bahn während des Krieges requirierten, immer noch nicht zurückgegeben worden.

** Das Schicksal der Zarenfamilie. Ueber das immer noch nicht ganz aufgeklärte Schicksal der Zarenfamilie macht ein gegenwärtig in Omsk befindlicher englischer Berichterstatter nähere Mitteilungen. Die Körper der Großfürstin Elisabeth, des Großfürsten Sergius und anderer Romanows, die von den Bolschewiken in der Nähe von Perm im vergangenen Jahre ermordet wurden, wurden in einer Grube bei Nipajewsk entdeckt und geborgen. Die Körper des Zaren und seiner Familie, die bei Jekaterinenburg getötet und dann zerstückelt wurden, sind unmittelbar nach dem Verbrechen durch Feuer zerstört worden. Alle Beobachtungen, die an dem Ort der Tat gemacht wurden, bestätigen dies. So wurde der Leichnam eines kleinen Hundes, der einer der Töchter des Zaren gehört hatte, auf den unkenntlichen Resten am Boden der Grube gefunden, von der man wußte, daß hier die Körper der Unglücklichen verscharrt worden waren.

** Der verwandelte Zwerg. Von dem Bassisten Luigi Lablache, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einer der Pierden der Großen Oper in Paris war, erzählt man sich die nachstehende wenig bekannt gewordene Anekdote: Lablache bewohnte in Paris den ersten Stock eines Hauses, in dessen zweiter Etage der berühmte Zwerg „General“ Tom Pouce Zimmer gemietet hatte. Eines Tages war ein erzentrischer Lord, der in Paris den Zwerg als die größte Sehenswürdigkeit der Welt unbedingt besuchen wollte, in das Haus gekommen, hatte sich aber in der Etage geirrt und klingelte an der Wohnungstür des Sängers. Lablache öffnete selbst, und als der Engländer fragte, ob er den Zwerg Tom Pouce sprechen könne, bligte plötzlich in Lablaches Gehirn ein Gedanke auf, den er auf der Stelle verwirklichte. „Ich selbst bin der Gesuchte“, antwortete Lablache und führte seinen verdutzten Gast in den Salon. Der Engländer nahm verblüfft Platz und fand angesichts der stattlichen Figur des Sängers vor Verwunderung anfangs keine Worte; schließlich konnte er aber doch nicht umhin, seinem Staunen Ausdruck zu geben, daß sich der berühmte Zwerg in einen Goliath verwandelt habe. Lablache blieb auch in dieser komischen Situation der ferde Bassist und antwortete mit unerschütterlichem Ernst: „Ich begreife Ihr Erstaunen durchaus, in mir den General Tom Pouce zu sehen; aber Sie müssen dem Umstand Rechnung tragen, Mylord, daß ich es liebe, wenn ich bei mir zu Hause bin und nicht draußen Komödie spiele, es mir bequem zu machen.“

** Kämpfe zwischen Adlern und Gensien sind gar nicht so selten. So wurde vor einiger Zeit in den Graubündener Alpen der Angriff eines Adlers auf eine Gensienfamilie beobachtet. Mit gestraubtem Gefieder stürzte sich der Adler auf den Bod und die Geiß, um sie in die Klucht zu jagen und dann das Aischgen zu rauben. Jedoch setzte sich der Bod mutig zur Wehr und stieß auf den Adler, der mit Fingeln und Schnabelstieben auf ihn einbrang, mit den scharfen, gebogenen Hörnern. Mergstlich schreulend buckte sich das Aischgen neben dem Bod zwischen den Felsen nieder. Immer von neuem embrandte der Kampf zwischen den beiden Gegnern, ohne daß einer von ihnen einen Vorteil erringen konnte. Endlich aber hoste der zur höchsten Wut gereizte Gensbod zu einem entscheidenden Stoß aus. In dem Augenblick, da der Adler die Krallen einzuschlagen versuchte, versetzte er diesem mit den Hörnern eine so tiefe Wunde in die Brust, daß der Räuber nun den Angriff aufgab und abwich. Doch ist ein solcher Ausgang sehr

sellen. Meist bleiben in dem Kampf die stärkeren und besser bewehrten Adler Sieger.

**** Der Adler als Kindesräuber.** Eine tragische Geschichte vom Raub eines vierjährigen Knaben durch einen Adler wird in französischen Blättern aus Perpignan berichtet. Ein vierjähriges Kind aus dem Dorfe Maranges an der spanischen Grenze verschwand und war trotz eifriger Suchens nicht aufzufinden. Erst nach längerer Zeit fanden Bauern, die auf der Suche nach verirrtten Pferden das Cantardus-Gebirge bestiegen, Kinderknochen, neben denen einige Leinwandstücke und ein Paar kleine Holzschuhe lagen. Die unglücklichen Eltern wurden herbeigerufen und erkannten die Schuhe als die ihres Kindes wieder. In der Nähe der Knochen entdeckte man ein Adlernest, und man nimmt an, daß ein Adler herniederstieß und das auf einem Felsen spielende Kind in die Lüfte entführte, um es in seinem Nest zu verzehren.

**** Die Heldentat eines deutschen Gefangenen.** Die englischen Blätter feiern die Heldentat eines deutschen Kriegsgefangenen, der in Barmouth mit eigener Lebensgefahr versuchte, ein Kind von dem Ertrinken zu retten. Das Mädchen war mit seiner Schwester baden gegangen und begann plötzlich zu sinken. Als die Schwester ihr helfen wollte, umflammerte die Unglückliche die Helferin und hätte sie beinahe in die Tiefe gezogen. Nur mühsam erreichte die Schwester das Ufer. Auf ihre Hilferufe eilte ein Bauer herbei, dem es aber ebenfalls nicht gelang, das Mädchen zu retten. In der Nachbarschaft arbeitete ein deutscher Kriegsgefangener; man winkte ihn herbei und kaum sah er das Mädchen, das im Wasser mit dem Tode kämpfte, als er vollkommen beseitigt ins Meer sprang. Es gelang ihm, mit eigener Lebensgefahr das Mädchen glücklich an die Küste zu bringen, aber leider waren alle Versuche, sie wieder zum Leben zu erwecken, erfolglos.

**** Gefängniszellen als Armenwohnungen.** Die Lichtenberger Stadtverordnetenversammlung beschäftigte sich in der letzten Sitzung mit einem Antrage, den Bau eines Altersheims sogleich in Angriff zu nehmen. Stadtverordneter Richter (Unabh.) berichtete über eine von ihm vorgenommene Besichtigung der beiden städtischen Armenhäuser und schilderte die dort herrschenden Zustände als geradezu menschenunwürdig. Das Altersheim in der Portlandstraße wäre früher ein Polizeigefängnis gewesen. In den alten Gefängniszellen hätten die Armen ihre Wohnplätze aufschlagen müssen. Der Bau eines Altersheims wäre unbedingt erforderlich.

**** „Tommy“ als Hausmädchen.** Demobilisierte Soldaten werden, so berichtet der Londoner „Daily Mirror“, in England mit Erfolg „als Köchinnen und Hausmädchen“ verwendet und bewähren sich, nach Aussage ihrer Dienstherrinnen, ausgezeichnet. „Unser neuer Tommy“, so schreibt eine von ihnen, „ist sehr ordentlich. Er macht die Betten, reinigt die Zimmer, staubt ab und das alles ohne Zeitversäumnis.“ — Wäre das Beispiel nicht bei uns in Deutschland der Nachahmung wert?

**** „Die Siege der Französinen.“** Unter dieser Überschrift nimmt der Pariser „Excelsior“ stolz davon Kenntnis, daß, wie die Londoner „Times“ festgestellt hat, 100 000 Amerikaner und 3600 Portugiesen im Laufe der Kriegszeit Französinen geheiratet haben. „Wichtig geheiratet“, betont der „Excelsior“, um Mißverständnissen vorzubeugen. Er fügt hinzu: „Wenn das Verhältnis das gleiche für alle alliierten Truppen ist, so wird von 30 Soldaten je einer in seine Hauslichkeit eine reizende, bei uns erwählte Gattin heimführen.“ — „Aber“, so bemerkt der „Excelsior“ dann nachdenklich, „wenn unsere Alliierten dabei gewinnen, verlieren dabei nicht wir?“

**** Frauen als Priester.** Eine geistliche Kommission, aus dem Kircherrat der protestantischen Episkopalkirche gewählt, legte, wie der „Corriere della Sera“ aus Newyork erfährt, dem Rat eine Reihe von Anträgen betreffend die Reformierung des Trauungsaktes vor. Aus dem Versprechen der Braut soll der Passus über den Gehorsam gegen den Gatten gestrichen werden und die Formel nunmehr einfach lauten: „Ich verspreche, meinen Gatten zu lieben.“ Die Kommission schlägt auch die Einführung einer speziellen Zeremonie für die Zulassung der Frauen zur Ausübung des Priesteramtes in den Episkopalkirchen vor. Der Titel dieser Frauen soll „Diakonissinnen“ sein.

**** Ein neues „Perpetuum mobile“.** Eine Uhr mit ewigem Gang hat, wie gemeldet wird, der Schwede Theodor Dieben in Karlslund erfunden. Das Werk wird durch die Luftdruck- und Temperaturschwankungen getrieben, auf die sieben kommunizierende Metallboxen reagieren. Diese Dosen werden übereinander aufgestellt und bestehen aus einem halben Millimeter starkem, gewelltem Neufilberblech; sie stehen außer untereinander noch mit dem unter ihnen angebrachten Behälter zum Luftdruckausgleich in Verbindung. Das ganze elastische System ist mit Luft von 77 Millimeter atmosphärischem Druck von 18 Grad gefüllt und hermetisch geschlossen. Wenn der Luftdruck steigt oder die Temperatur fällt, so werden die Dosen zusammengedrückt und umgekehrt; die Bewegungen, die eine Ausdehnung bis zu 28 cm erreichen können, werden auf das Nadelsystem des Uhrwerks übertragen und wirken als motorische Kraft.

**** Die Ernte der Ratten in England.** Eine ungeheure Ernte hatten alljährlich die Ratten in England, die man jetzt mit aller Macht zu bekämpfen sucht, die sich aber durch jahrelange Vernachlässigung dieser Plage zu einem gewaltigen Schaden für die britische Landwirtschaft entwickelt haben. Nach den neuesten Berechnungen verspeisen die Ratten jedes Jahr englischen Weizen im Werte von 15 Millionen Pfund Sterling. Wie C. L. Benausan schreibt, belief sich vor dem Kriege, als die Preise noch niedrig waren, die Ernte der Ratten in England auf eine Menge, die an Geldwert der Summe entsprach, die

für Alterspensionen bezahlt wurde. Wenn es gelänge, die Ratten gänzlich aus England zu vertreiben, so würde damit für die britische Wirtschaft eine Summe eingespart werden können, die gleichbedeutend ist mit den 300 Millionen Pfund Sterling, die an Zinsen und Amortisationskosten für die Ansiedlung von einer Million Familien gebraucht werden.

**** Der Milliardär als Lokalberichterstatter.** Der Sohn des bekannten amerikanischen Milliardärs Cornelius Vanderbilt, Herr C. Vanderbilt d. J., hat dem luxuriösen Treiben des Modebadeortes Newport, wo er bisher weilte, mit plötzlichem Entschluß den Rücken gekehrt und ist in die Redaktion des „Newyork Herald“ eingetreten, wo er seine journalistische Tätigkeit zunächst als Lokalreporter beginnen wird. „Der Erbe zahlloser Millionen“, so feiern amerikanische Blätter diese Tat, „wurde mit einem Gehalt von 20 Dollars die Woche angestellt.“ Der junge Vanderbilt bewarb sich selbst um diesen Posten, indem er an den Chefredakteur einen Brief schrieb, worin er seine Liebe zum Journalistenberuf enthüllt. „Ich möchte Reporter werden“, erklärt er, „weil ich immer gefunden habe, daß Zeitungsleute die klügsten und klügsten Menschen sind, die ich kenne. Als ich mit der 27. Division in Frankreich war, bemerkte ich, daß Aufgaben, die selbstständiges Denken und rasche Entschlossenheit erforderten, fast immer früheren Zeitungsleuten anvertraut wurden.“

**** Der erste weibliche Taucher.** Als die „erste Frau, die das Tauchen als Beruf betreibt“, wird die Engländerin M. Maylor genannt, die ihren ersten Tauchversuch bei der Hebung von Schätzen aus einer 1588 gesunkenen Galeone der spanischen Armada in Tobermory unternahm. Die Taucherin, die ihre Ausbildung von dem bekannten Taucher Charles Mackenzie erhalten hat, widmet sich einem anstrengenden Beruf, denn die Taucherausrüstung, die sie trägt, wiegt allein 175 Pfund.

**** Der „falsche Reiher“.** Anhänger des Vogelschutzes haben schon öfteren davor gewarnt, daß die Damen nicht den Angaben der Puzmacherinnen Glauben schenken sollen, wenn diese erklären, der Reiher auf dem schönen Hut sein kein natürlicher, sondern ein falscher. Mit dieser Aussage werden die Wissenschaftler so mancher Frau beschwichtigt, die nicht gern ein „sichbares Zeichen des Vogeltores“ an sich tragen. Reiher und Federn überhaupt sind augenblicklich sehr modern und sofort tauchen, wie Clementina Blad in einem englischen Blatt schreibt, die alten Kostüme der Puzmacherinnen von den „falschen Reihern“ wieder auf. Manche Dame, die eine solche „imitierte Aigrette“ voller Stolz trägt, würde entsetzt sein, wenn sie wüßte, daß für ihren Schmuck ein Vogel sein Leben lassen mußte. Die Engländerin teilt daher klipp und klar mit, daß es gute und elegante Nachahmungen von Reihern nicht gibt und nicht geben kann, weil sich die einzigartige Schönheit dieser Naturwunder nicht mit Seide und anderen Stoffen nachahmen läßt. „Aber“, so schließt sie, „selbst wenn es vollkommene Nachahmungen von Reihern gäbe, warum sollte eine gutherzige und edelbedenkende Frau den Anschein erwecken, als trage sie einen solchen durch Vogelmord gewonnenen Schmuck. Auch das Tragen von „falschen Reihern“ sollte man den Frauen überlassen, die es mit ihrem Gewissen vereinbaren, echte Reiher zu tragen.“

**** Humor im Film, und wie er mißverstanden wird.** Wie der Geschmach des Kinopublikums durch falsche Gewöhnung verdorben ist, geht aus einer beweglichen Klage in der „B. Z. am Mittag“ hervor. Es ist dort die Rede von der Vorführung eines wirklich komischen Filmwerkes, worin zwei Männer tolle Erlebnisse haben, weil sie nur eine Mark besitzen, aber zwei Mittagessen wünschen, die jedes eine Mark kosten. Schließlich kommen sie in dem gestohlenen Anzug eines Bierzentnermannes vielsüßig daher, der zweite taucht bei jedem Löffel Suppe unter dem Vorherrsigen des ersten auf, der noch einen lebenden Hummer stiehlt und in den Anzug schiebt, worauf sich unter der Miefenwolke ein Kampf der gezwickten, verknäulten und doch beherrschten Leiber abspielt, daß einem beim Zusehen die hellen Nachtränen herunterlaufen. Das ist nicht nur als Akrobatik und als Kloweinfall vollendet, es ist — und das ist das Künstlerische dieses Humors — lebender Wilhelm Busch in der Selbstverspottung menschlicher Bewegungskdefekte. Es ist allerallerbester Film. Diesen allerallerbesten Film hat das Publikum ausgepiffen. Es freischt und prustet vor Vergnügen in hundert Lustspielen, in denen Großpapa in Unterhosen auf Abwegen erwischt wird, oder ein schelmischer Bäckfisch sich „glaubhaft“ als sein eigener Bruder verkleidet. Die überlebtesten Elemente der abgetakeltesten Pösse haben bei uns filmhumoristische Allseitigkeit erlangt, wogegen man das Verständnis für Ironie, Groteske, Karrikatur, Bewegungsphantastik völlig verloren hat. Und das ist jetzt die prinzipielle Frage: Ist es am Ende so, daß die durch fünfjährige Ausgesperrtheit völlig verödete einheimische Lustspielmacherei unseren früheren Humor und Geschmach bis zur Blindheit und Dummheit verdorben hat?!

Humoristisches.

Zeitgemäße Pariser Unterhaltung. „Sie haben Ihr Auto nicht mehr?“ — „Nein, wir haben es gegen eine Kuh eingetauscht.“ — (Aus dem „Journal“.)

Stimmt. Der Herr Ordinarius macht seinen Orintanern klar, daß die Vorsilbe „re“ zumest ein Rückwärts bedeutet, zum Beispiel refugere = zurückziehen, reddere = zurückgeben, recurrere = zurücklaufen. Nun stellt er Fragen: „Wer kann mir ins Deutsche übernommene Fremdwörter nennen, die, gleichfalls mit „re“ beginnend, eine Rückwärtsbewegung verkörpern?“ — Der kleine Meher: „Regierung, Herr Oberlehrer.“ (Einfachismus.)